

**THOMAS
RAAB**
DER METZGER
HOLT DEN
TEUFEL

KRIMINALROMAN

HAYMONeBOOK

Thomas Raab

Der Metzger holt den Teufel

Kriminalroman

Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Titel](#)

[1](#)

[2](#)

[3](#)

[4](#)

[5](#)

[6](#)

[7](#)

[8](#)

[9](#)

[10](#)

[11](#)

[12](#)

[13](#)

[14](#)

[15](#)

[16](#)

[17](#)

[18](#)

[19](#)

[20](#)

[21](#)

[22](#)

[23](#)

[24](#)

[25](#)

[26](#)

[27](#)

[28](#)

[29](#)

[30](#)

[31](#)

[32](#)

[33](#)

[34](#)

[35](#)

[36](#)

[37](#)

[38](#)

[39](#)

[40](#)

[41](#)

[42](#)

[43](#)

[44](#)

[45](#)

[46](#)

[47](#)

[48](#)

[49](#)

[50](#)

[51](#)

[52](#)

[53](#)

[54](#)

[55](#)

[56](#)

[57](#)

[58](#)

[59](#)

[60](#)

[61](#)

[62](#)

[63](#)

[64](#)

[65](#)

[66](#)

[Thomas Raab](#)

[Zum Autor](#)

[Impressum](#)

*Vor den Augen der anderen ein Verschwundener
werden und sich zugleich unübersehbar in deren
Blickfeld befinden, ist kein Kunststück.*

1

Maximal ein Kilo Zucker auf drei Kilo Steinobst, so lautet der Geheimtipp, um die Marmelade ähnlich perfekt hinzubekommen wie ihre Oma. Und wer bei der Frucht aufs Geld schaut, kann sich auch gleich den Weg zur Herdplatte sparen. „Ohne die echten Wachauer schmeckt sie einfach nicht, die Marillenmarmelade!“ – diesen großmütterlichen Leitsatz kennt jeder in der Familie. Ebenso die genaue Zeitangabe zum Thema Einkochvorgang: „Bis die Milchsäure den Muskel lähmt, so lange muss er dauern, der Stockeinsatz.“ Und diesbezüglich hat ihre Oma eine Ausdauer, da kann sich eine Teilnehmerin der Olympischen Spiele zusatzernähren, auf dass die Brusthaare nur so sprießen, die Goldene im einarmigen Rühren ist vergeben.

Sandra Kainz wird dieses generationenübergreifende Erbe niemals antreten können, sosehr sie die Oma auch liebt. In einem aber ist sie ihr trotz der fehlenden Rexgläser ebenbürtig: im strikten Befolgen einer Rezeptur. In diesem Fall im Befolgen der Rezeptur zur Bewältigung ihres Lebens, darin ist sie Meister. Folglich sitzt sie wie immer um diese Zeit beim Sekretär, schreibt ihrem Nachbarn ein paar Zeilen und gibt sich anschließend der Pflege ihrer weiteren Sozialanschlüsse hin:

Qrz15h

Und, einen guten Tag gehabt?

Bungee11

Guter Tag? Ein klasse Tag war das! Draußen heizt die Sonne herunter wie Ende Juni. Keine überteuerten Sommerurlaube mehr, der Süden ist bei uns, mitten im Herbst. Morgen schnapp ich mir meinen Jack Russel, schmeiß ihn ins Fahrradkörbchen und hau ab ins Grüne.

schwarz_auf_weiss

Da ist wohl das Bungeeseil ein paar Zentimeter zu lang gewesen. Ein Hund im Fahrradkörbchen ist Fleisch am Grill, am Kühlergrill nämlich, und dass der Süden jetzt bei uns ist, nennt man Erderwärmung.

Bungee11

Den schönen Tag hab ich, und wenn ihr mich fragt: Um glücklich zu werden, muss man das Beste machen aus den Dingen, die nicht zu ändern sind.

Mein_Therapeut_ist_tot

Fragt dich aber keiner, Klugscheißer. Derartige Fertigprodukt-Weisheiten stehen auf jeder bedruckten Häuselpapierrolle, damit kannst du deinen Allerwertesten beglücken!

Bungee11

Fertigprodukt-Weisheiten! Dazu zwei Worte: „Der Schlüssel zum Glück“ UND „Bestseller“.

fettarmes_Joghurt

Das waren jetzt fünf Worte UND wie bereits gesagt: bedruckte Häuselpapierrolle (DAS übrigens sind zwei Worte!).

Qrz15h

Na, da ist ja wieder einmal eine Bombenstimmung.

Kammerton

Wenn die Stimmung schlecht ist, muss man eingreifen, oder, Qrz15h? Also: Morgen stirbt der Nächste.

Wotan7

Na wunderbar, hoffentlich erwischst du den Richtigen. Kleiner Suchtipp: Fahrradkörbchen.

Gleiches-Recht-für-Alle

Wieso DEN Richtigen? Kann ja auch DIE Richtige sein.

2

„Entsetzlich klingt das alles.“

„Die stimmen!“

„Um Gottes willen, Metzger! Wenn das stimmen soll, bist du reif für die erste Therapiesitzung. Die spielen falsch, hundertprozentig.“

„Pospischill, die spielen noch gar nicht. Die stimmen ihre Instrumente!“

Stille.

Nicht nur Kommissar Eduard Pospischill hüllt sich in Schweigen, auch die Musiker warten nun auf ihren Einsatz. In manchen Fällen kann das schon ein Weilchen dauern. Da wird dann so ein plötzlicher Einstieg mitten hinein ins musikalische Geschehen, beispielsweise für eine Triangel, einen Gong oder Paukenschlag, eine ganz schön heikle Angelegenheit. Der muss perfekt sitzen.

Das sollte ein Anzug auch. Wie eine Zwangsjacke umschließt den Metzger sein einziger Zweiteiler, der Hochzeitsanzug seines Vaters, und kneift in jeder Körperfalte. Stocksteif sitzt der Restaurator neben seinem Freund in der vordersten Reihe einer Balkonloge und beobachtet den zum Bersten gefüllten Konzertsaal. Herausgeputzt und hölzern, als ginge es um die Erhebung in den Adelsstand, thronen die Besucher auf ihren Sitzplätzen. Willibald Adrian Metzger kommt sich trotzdem vor, als säße er im Warteraum zur Kontrolluntersuchung des Medizinischen Dienstes der Krankenkassa, so ein hysterisches Geräusper und Gehuste geht durch den Saal.

Heftig wird die letzte Möglichkeit vor der sich anschließenden kulturbedingten Ruhepause genutzt, um diversen Zwängen noch ein wenig Auslauf zu gönnen.

Hypochonder darfst du hier keiner sein!, denkt er sich, während auch ihm langsam ein verstärkter Speichelfluss den Mund wässrig macht. Nicht, weil sich ein Gusto auf etwas Paniertes und frisch Herausgebackenes einstellt, sondern weil da gerade eine kleine Übelkeit im Anmarsch ist. So ein enger Anzug oder das vorm Weggehen noch schnell verdrückte Grammelschmalzbrot könnte einem Magen zwar tatsächlich zusetzen, der Metzger kämpft jedoch an einer anderen Front: Reichlich aufgetragene Duftwässerchen, kombiniert mit dem nun eifrig zum Auftritt des Dirigenten applaudierenden Publikum, das kann schon was. Genauso wie das Orchester. Hierzulande soll es kein besseres geben.

Der Dirigent holt aus, einsam beginnt ein Fagott, und erst nach und nach schmeicheln sich auch die übrigen Instrumente dem Zuhörer ins Ohr. Wobei natürlich unter schmeicheln jeder etwas anderes versteht.

Volltönend setzt abermals die Stimme Eduard Pospischills ein: „Stimmen die schon wieder, oder willst du mir erklären, dass das jetzt nach Noten geht? Da setz ich mich aber heut noch zum Wirten und mal Kugerln auf ein paar Bierdeckeln.“

In der hinteren Reihe knirscht ein Holzstuhl, es folgen ein dezentes Klopfen auf die Schulter des Restaurators und

ein zischendes: „Meine Herren, Sie wissen aber schon, warum wir Zuhörer heißen?“

Dass dieser Kulturgenuß peinlich ausfallen könnte, hat Willibald Adrian Metzger schon beim Erhalt seiner Einladung befürchtet. „Metzger, stell dir vor“, wurde ihm da von Eduard Pospischill am anderen Ende der Leitung erklärt. „Da hab ich mein Lebtage noch nie etwas gewonnen, dann wird gestern am Polizeifest bei der Tombola meine Nummer gezogen, ich freu mich wie ein Hutschpferd, bekomm zwei Konzertkarten, und der einzige Kommentar meiner Göttergattin ist: ‚Schad ums Geld für die Lose!‘ Was mach ich jetzt? So etwas lässt man doch nicht einfach verfallen, oder? Sag, willst du mich nicht begleiten? Mir fällt sonst keiner ein. Außerdem, bei so etwas war ich noch nie!“

Das hat er ihm sofort geglaubt, der Metzger, auch dass dem Pospischill da kein anderer mehr eingefallen ist, denn erstens sind die Freunde des Kommissars so spärlich gesät wie die Frauenrechte in Dubai, und zweitens ist Igor Strawinskys „Le Sacre du printemps“ alles andere als leichte Kost.

Die Instrumentalisten leisten Schwerstarbeit. Ein Donnern dröhnt durch den Konzertsaal, ein Stürmen und Beben, dann kommen die Pauken. Kraftvoll, eins, zwei, als ginge es darum, eine Galeere vorwärtszutreiben, hinein in die Phalanx der gegnerischen Flotte. Die kleinste Unsicherheit wäre fatal. Fasziniert beobachtet Willibald Adrian Metzger die Präzisionsarbeit eines der beiden

betreffenden Orchestermitglieder. Deutlich unterscheidet es sich von seinen Kollegen: Es trägt keinen Anzug.

Ein körperbetont geschnittenes schwarzes Kostüm schmiegt sich um die zierliche Figur der Schwarzhaarigen. Unweigerlich sieht sich der Metzger in den Reihen der Instrumentalisten nach weiteren Damen um und erkennt relativ rasch: Da gibt es leichtere Übungen. Erst inmitten der Celli stört eine Perlenhalskette samt dazugehörigem zierlichen Nacken das ansonsten so harmonische Bild zugeknöpfter weißer Hemden unter silbergrauen Krawatten und schwarzen Anzügen. Das war's dann aber schon. Zwei Frauen sind es also, die sich auf diesen fremden Planeten verirrt haben, als wären sie ungeladene Gäste einer Sitzung der FIFA, UEFA oder FIS – was den Metzger nicht weiter wundert. Nur weil es an diversen Musikuniversitäten seit Jahrzehnten von Studentinnen nur so wimmelt, heißt das ja noch lange nicht, dass sich das beste Orchester des Landes gleich von seiner mittelalterlichen Tradition verabschieden muss. So blickdicht die Vorhänge beim Bewerbungsvorspielen für frei gewordene Streicherposten auch sein mögen, die alteingesessene, durchwegs männliche Jury registriert schon rechtzeitig, wenn ihrer Herrenrunde da ein Weibchen mit dem Bogen in der Hand einen Strich durch die Quote machen will. Völlig synchron schießen also eine Horde maskuliner Bögen energisch auf und ab, kurz wird es ruhig, alles legt sich, wenn er könnte, auch Eduard Pospischill, am liebsten zu Hause in seine großzügige

Sitzecke vor den Fernseher. Selbst der Metzger denkt mit Wehmut an seine geräumige Bundfaltenhose, sein Chesterfieldsofa und seine Plattensammlung. Gute Musik zu einem guten Glas Rotwein in einem gut belüfteten Raum zieht er jedem Maskenball inmitten transpirierender Menschen vor. Von Sich-Erheben und Nach-Hause-Gehen kann aber jetzt nicht die Rede sein. Nach Teil eins, genannt „Die Anbetung der Erde“, folgt die für klassische Konzerte übliche beifallslose Pause zwischen den einzelnen Abschnitten des Werks. Wobei die Zuhörer ohnehin gar nicht hätten klatschen können. In diesem sehnsuchtsvoll erwarteten Zeitfenster hat man zwecks abermaliger Bronchialentleerung schließlich alle Hände voll zu tun. Der Dirigent wartet geduldig, denkt beruhigt an seine private Krankenversicherung und gibt den Einsatz zu Teil zwei, lautend auf: „Das Opfer“.

Welch düstere Vorahnung den Herrn Strawinsky da auch immer gequält haben mag, das Wissen um die grausame Ereigniskette, für die seine musikalisch ausformulierte rituelle Tötung einer Jungfrau zum Zwecke der Versöhnung mit dem Frühlingsgott nun fast ein Jahrhundert später den Startschuss liefert, wird es nicht gewesen sein.

Ganz abgesehen davon: Von Frühling kann im Konzertsaal keine Rede sein, hier herrscht Hochsommer mitten im Herbst. Der Dirigent schwitzt dank der Turnübungen im Frack, die Musiker schwitzen dank des durch die Luft sausenden Taktstocks, die Zuhörer schwitzen dank der fehlenden Klimatisierung. Männer fassen sich an die

Krägen, Frauen packen ihre Fächer aus, wedeln mit dem Programmheft oder ihren winzigen Handtäschchen, und schließlich durchmischt sich die reichlich parfümierte Luft mit dem aus der Abendgarderobe hervorströmenden Eigengeruch: Synchron wie am Exerzierplatz heben die Menschen ihre Arme und lüften ihre Achselhöhlen. Der Applaus ist heftig, von der Luft ganz zu schweigen, ein jubelndes Publikum feiert frenetisch sein eigenes Durchhaltevermögen. So schlecht war dem Metzger schon lange nicht mehr.

Bis zur Pause müht sich Willibald Adrian Metzger noch durch die Notenfolge der zeitgenössischen Partitur, in der Pause dann nicht ohne Folgen durch die Menschenansammlung seiner Zeitgenossen. Genau das hat er befürchtet, hier auch noch einem bekannten Gesicht über den Weg zu laufen.

„Herr Metzger, Herr Metzger, so eine Überraschung!“ Der Tabernakelschrank zwingt sich freudig winkend durch die Menge.

Dem Metzger fällt ja lange vor dem Namen seiner ehemaligen Auftraggeber das dazugehörige, von ihm auf Vordermann gebrachte Möbelstück ein. Hier muss er jedoch nicht weiter überlegen: „Frau Joachim, heute also ohne Herrn Weinstadler?“ Der Spieltisch. Für den Tabernakelschrank und den Spieltisch nämlich wirkte sich der restauratorische Eingriff auch auf deren Besitzer aus. Seit sich Ingeborg Joachim und Otto Weinstadler vor der Metzger-Werkstatt über den Weg gelaufen sind,

durchlaufen die beiden auch ihren zweiten Frühling. Als Vermittlungsprovision wurde dem Willibald der Tabernakelschrank inklusive ewiger Dankbarkeit zugedacht.

„Mein Otto macht sich nichts aus klassischen Konzerten. Ich bin mit Herrn Mühlbach und seinem Neffen Albert hier. Darf ich vorstellen!“

Ein aparter älterer Herr in Begleitung eines jungen, eleganten Mannes mit ungewöhnlich naturrotem Haar tritt aus dem Hintergrund hervor.

Stolz streicht Ingeborg Joachim heraus, dass Herr Wernher Mühlbach eigentlich ein Wernher von Mühlbach, in Wahrheit sogar ein Wernher Freiherr von Mühlbach ist. Was dem Herrn Mühlbach furchtbar peinlich zu sein scheint, denn prompt erklärt er, durch diesen Freiherrn mittlerweile so wenig frei zu sein, dass er sich freiwillig den Freiherrn spare. Ein „Freiherr“ wolle im 21. Jahrhundert nämlich wirklich kaum noch jemand hören, geschweige denn würdigen. Mit der damit verknüpften Anrede „Hochwohlgeboren“ würde man sich heutzutage, vom Zeitgeist für mögliche vergangene Standesüberheblichkeiten gnadenlos abgestraft, am ehesten eine einfangen.

Zwischen dem so unverblümt ehrlichen Mühlbach und dem Metzger fliegen auf Anhieb die Funken der Sympathie. Bei der Berufsangabe seines Gegenübers ist das Strahlen in den Augen des Herrn Hochwohlgeboren dann nicht einmal mehr vom Luster über seinem geadelten Haupt zu

überbieten: „Ich brauch Ihre Kontaktdaten, Herr Metzger, wir müssen uns unbedingt wiedersehen. Ein verlässlicher Restaurator mit gutem Renommee kommt mir wie gerufen!“

Also werden Kontaktdaten ausgetauscht, Höflichkeitsfloskeln gewechselt und schließlich mit den Worten „Auf Wiedersehen!“ die Hände geschüttelt.

Das mit dem Wiedersehen wird gar nicht so lange dauern, und wie gerufen käme dem Metzger jetzt dringend ein Schub sauerstoffreicher Atmosphäre. Wozu hat man Freunde: „Metzger, Mensch, da bist du ja, hab schon befürchtet, wir verlieren uns! Sag, bist du heiß auf diese zweite Hälfte, oder kann ich dich mit einem Krügerl beim Wirten bestechen?“

Wie gut das tut, dank der Ehrlichkeit eines Kulturbanausen den eigenen, schwer erarbeiteten intellektuellen Schein wahren zu können: „Na, wenn es sein muss, dann gehen wir halt!“

Und wie dann das Läuten die Menschen zurück zu ihren Plätzen zieht, zieht er bereits die große gläserne Schwingtür zu sich heran und einen rettenden Schwall Frischluft durch seine Nase, der Willibald.

Es ist einfach Zeit, sich zu verabschieden – auch für das jungfräuliche Frühlingsopfer.

3

Der Beifall zur Pause war frenetisch. Seiner nicht.

Die Menschen hören nicht hin. Vielleicht hören sie zu, aber selbst dann bekommen sie die wirklich wichtigen Feinheiten nicht mit. Sie sind taub für die Nuance, die das Gute vom Minderwertigen unterscheidet; sie registrieren schlechte Stimmung erst, wenn sie ihnen ins Gesicht springt und alles verdirbt; sie erkennen Leid erst, wenn es durchs eigene Wohnzimmer spaziert.

Nur, dann ist es zu spät.

Wie betäubt tritt er ins Freie. Ein laues Lüftchen weht ihm um die Ohren, die Musik des Himmels. Dann macht er sich auf den Weg. Blätter gleiten sanft zu Boden, bedecken den Asphalt mit einer weichen Schicht satter Farben und verhüllen das Darunter. Es ist immer der Herbst, der ihm sein Ich zurückgibt. Der Sommer verabschiedet sich, kann angewidert seine eigene Hitze, seine aufgesetzte Fröhlichkeit nicht mehr ertragen, rettet sich in feuchte Kälte und Hochnebel, schickt das lästige Geschrei der Kleinen, das schale Getöse der Großen zurück in überheizte Wohnzimmer und gewährt sich selbst endlich Stille.

Zeit der Ernte, Zeit der Reife. Auch für ihn.

Denn dieser eine Herbst wird die Ernte dessen einbringen, was er Jahr für Jahr mit viel Mühe hat reifen lassen. Geduld ist der alles entscheidende Vorteil, um tatsächlich früher anzukommen. Rechtzeitig die Weichen stellen und warten, bis der Zug kommt. Alles vorbereiten,

still am Rand der Gleise sitzen, nicht hektisch aufspringen, wenn er sich nähert, träge und unpünktlich, und ihn schließlich vorbeifahren lassen bis ans Ende – direkt in den Abgrund. Heute ist sein zweites Mal.

Er studiert die Menschen, beobachtet die Abläufe, lässt sich selbst beobachten, bis er verwachsen ist mit der Umgebung, bis ihn keiner mehr wahrnimmt. Vor den Augen der anderen ein Verschwundener zu werden, obwohl man sich unübersehbar in ihrem Blickfeld befindet, ist kein Kunststück. Dafür genügt es, einfach nur da zu sein. Jede sich aufopfernde Mutter weiß das, jeder treuherzig spendable Ehemann, jedes Schattenwesen in der hintersten Reihe.

Aus dieser hintersten Reihe konnte er inmitten der Zuschauer mehr sehen, als er wollte, denn auch derjenige, mit dem er es in nächster Zeit auf höchst spannende Weise zu tun bekommen wird, war anwesend, nicht dienstlich, sondern als Privatperson. Umso besser. Umso eindringlicher wird sich der Ermittler dieser Sache annehmen. Ein letztes Mal zupft er sein Kleid zurecht, richtet seine Pölsterchen, streicht sich übers Haar.

Auch brave Jungs brauchen Auslauf.

4

Es ist dann kein Wirtshausbesuch mehr geworden. Einen weiteren mit Menschen gefüllten, schlecht gelüfteten Raum hätte der Metzger nicht mehr ertragen, was folglich ebenso die Fahrt mit einem öffentlichen Verkehrsmittel oder einem Taxi ausschloss. Auch eine einsame lederne Rückbank hinter einem schon seit Stunden am Rande eines bunten Duftbaum-Mischwaldes hausenden Fahrer ist kein Garant für frische Luft. Dem Metzger blieb also nur mehr die Kraft seiner Beine.

Bis zur ersten Kreuzung hat sich der Kettenraucher Eduard Pospischill noch bemüht gefühlt, gierig an seiner Zigarette saugend die Abendluft zu aromatisieren und sein Rad neben dem dahinschleichenden Restaurator herzuschieben, dann wurde es der Hilfsbereitschaft des Kommissars zu blöd, immerhin hatte die eingeschlagene Richtung mit seinem eigentlichen Heimweg aber rein gar nichts zu tun, und es trennten sich ihre Wege. Zumindest im Hinblick auf seine Lunge war der Metzger heilfroh.

An und für sich ist so ein nächtlicher Stadtspaziergang im anbrechenden Altweibersommer eine beinahe meditative Angelegenheit, der Ausklang des Jahres liegt in der Luft, aus den gefüllten Gastgärten klingt ein Hauch von Melancholie, und dank der doch schon herbstlichen Abendtemperaturen braucht wegen ein paar gemächlicher Schritte keiner mehr zu schwitzen. Willibald Adrian Metzger stehen trotzdem die Perlen auf der Stirn. Immer noch ist ihm übel. Jetzt, wo seine Begleitung das Weite

gesucht hat, kann das endlich auch seine Hose. Leider nimmt das der Knopf, den er da so verbissen aus dem Loch zu zwängen versucht, allzu wörtlich und verschwindet nach einem kurzen Schnalzer einige Meter entfernt im Kanalgitter. Wer lange still und heimlich unter Spannung steht, explodiert eben eines Tages völlig unvermutet, das wird der Willibald demnächst noch viel deutlicher zu spüren bekommen.

Mitgerissen von dieser Revolution, vollführt auch der Reißverschluss seinen Befreiungsakt. Keine Chance mehr, das zuzukriegen, wird dem Metzger nun klar, was ohne Gürtel auch für die Hose gilt. So angenehm dies für das eingeschnürte Gedärm auch sein mag, einen ungünstigeren Platz gäbe es wohl kaum. Wie gesagt, es ist ein lauer Abend, da geht man gern zu Fuß, es sind also nicht wenige Blicke, die den ahnungslosen Willibald da zu später Stunde auf dieser rege frequentierten Straße treffen. An einer Hausmauer lehnt ein Mann mit hochgeschlagenem Kragen und telefoniert, ein Stückchen entfernt umgarnen zwei Burschen eine junge Dame, auf einer der halbkreisförmig um ein Denkmal angeordneten Sitzgelegenheiten blättert ein Mann mit Hut und Vollbart im Licht der Straßenlaternen in einer Zeitung, und am Sockel dieses Denkmals springt ein zierlicher Bursche in blauer Jeans, weißem T-Shirt und auffällig roter Wollmütze, was die Farbkombination betreffend ein wenig an die flatternde Flagge Hollands, Luxemburgs oder Paraguays erinnert, mit seinem Rollbrett auf und ab. Irgendwie ist es ein

entzückender Anblick, der sich dem Metzger da bietet, denn im Vergleich zu den Proportionen des kleinen Bengels wirkt alles andere einfach viel zu groß: die am Körper schlackernde Kleidung, die Haube, unter der kinnlanges blondes Haar zum Vorschein kommt, die über die Schuhe hängenden Hosenbeine, die Schuhe selbst, denen dieses gigantische hölzerne Sportgerät völlig widerspruchslos zu gehorchen scheint, das pompöse Denkmal, die Häuser dahinter, einfach alles, auch die aufmerksamen Augen im Gesicht des strahlenden Kindes. In Anbetracht dieses goldigen Engels, der ihn nun anblickt, ist er natürlich gleich ein wenig gerührt, der Willibald. Das war ihm in seinem Leben bisher nicht vergönnt: im Glauben, einen Schritt voraus, und im Wissen, immer einen Schritt hinterher zu sein, dem Heranwachsen eines Menschenjungen beiwohnen zu dürfen. Nur am Spielplatz gegenüber seiner Werkstatt ist er oft ungesehener Gast, wenn er hinter dem Fenster seines Gewölbekellers stehend mit dem schmerzhaften Wissen hinüberschaut, wahrscheinlich für den Rest seiner Tage den Kindern nur beim Schaukeln zusehen anstatt ihnen den nötigen Schubser geben zu dürfen. So unfassbar schnell geht alles vorbei.

Unfassbar schnell ist auch der Junge, und das in mehrfacher Hinsicht. Gekonnt bewegt er seinen fahrbaren Untersatz nun mit leichten, fließenden Bewegungen auf den Metzger zu, der mit der einen Hand seinen Hosenbund und in der anderen zusammengerollt sein Jackett hält.

Natürlich könnte es als hilfsbereites Anliegen ausgelegt werden, wenn einem so ein reizender Knabe unter die Arme greift. In diesem Fall aber kann von Hilfe nur hinsichtlich der Entfaltungsmöglichkeit des Willibald beziehungsweise des Sakkos die Rede sein, denn nach einem kurzen Ruck hat er wenigstens eine seiner beiden Hände frei. Wer denkt auch in einer ohnedies garstigen Situation noch zusätzlich daran, auf der Hut sein zu müssen. Obwohl, ein Hut ist das schon, sogar ein alter, dass die Not des einen den Reichtum des anderen bedeutet.

Völlig paralysiert blickt Willibald Adrian Metzger dem Geratter hinterher. Hurtig sucht eine Gummisohle Halt auf dem Asphalt und bewegt das Skateboard, samt Sakko und einem Stückchen Erinnerung, in Richtung Nimmerwiedersehen. Das gilt nun ebenso für alle Anwesenden, die geschlossen auf das Verbrechen reagieren: So schnell kann der Metzger gar nicht um Hilfe rufen, ist er schon allein auf weiter Flur, hält sich handlungsunfähig mehr an der Hose fest, als er sie festhält, und überlegt, was denn da so alles in seinem flüchtigen Sakko war. Lang dauert sie nicht, seine Grübeleien, dann nimmt er zusätzlich zur Beinbekleidung auch gleich die Beine in die Hand: „Ein besticktes weißes Stofftaschentuch, die Brieftasche und der Wohnungsschlüssel – der kann in meine Wohnung!“, geht es ihm panisch durch den Kopf. Da spürt man jedes Gramm Übergewicht, und weil beim Metzger diesbezüglich ein ansehnliches Sümmelein zusammenkommt, wechseln sich Laufen, schnelles Gehen

und kurze Stopps ab. So geht es heimwärts, vorbei an den mit Münzeinwurf aktivierbaren Stadträdern, vorbei an seinem ehemaligen Gymnasium und somit auch vorbei an der Wohnung seiner Herzdame.

Im Erdgeschoss dieser pädagogischen Anstalt bewohnt Danjela Djurkovic ein kleines Apartment. Respektvoll ist die Beziehung zwischen der Schulwartin und dem Restaurator, was bedeutet: Die Djurkovic weiß, wie sehr ihr Willibald in gehaltvollen Happen seinen ureigenen, eingefleischten Einzelgängertrott braucht, und bevor sie ihn zu sehr belagert, lässt sie ihm diesen kleinen Imbiss. Während der Woche also drängt sie sich nicht auf, mit der Konsequenz, dass sich die Beziehung der beiden vermehrt auf die Wochenenden und somit in die vier Wände des Restaurators verlagert hat. Und sie ist alles andere als zufrieden mit ihrer Gesamtsituation, die Danjela, auch der beiden Wohnungen wegen. Wozu um Himmels willen müssen zwei ausgewachsene Menschenkinder innerhalb desselben Grätzels zwei eigene Haushalte führen, wenn sie doch längst ohne jeden Zweifel wissen, dass sie die beiden einzigen ineinanderpassenden Steine eines zweiteiligen Puzzles sind. Einfach absurd ist das. Nur, eine derartige Widersinnigkeit muss ein Mannsbild schon ganz allein erkennen. Auffällig gesetzte Wegweiser in Richtung eines gemeinsamen Haushalts können nämlich ganz schnell um einhundertachtzig Grad umschwenken. Maximal vereinzelt gesetzte, ganz dezente Lockrufe sind da gestattet.

Was solche sanften Töne betrifft, herrscht an diesem Wochenende jedoch Funkstille. Denn natürlich sind die Renovierungsarbeiten im Stiegenhaus nicht wie vorgesehen zu Schulbeginn fertig geworden. Und natürlich ist es Danjela Djurkovic, die nun Wochenende für Wochenende als Schulwartin dieses humanistischen Gymnasiums mit allem, nur nicht mit Humanismus zu rechnen hat. Was da von den Arbeitern an Dreck fabriziert und liegen gelassen wird, gleicht einer verspäteten Abrechnung mit der eigenen Schulzeit.

So liegt sie also nach getanem Tagewerk erschöpft mit ihrem Hündchen Edgar auf ihrer viel zu weichen Matratze, als gegenüber ihres Fensters jenes Lebewesen vorbeiläuft, das in dieser Wohnung ohne Voranmeldung jederzeit willkommen wäre, selbst mitten in der Nacht.

Beim Metzger hat sich mittlerweile die Stimme der Vernunft gemeldet. „Was gibt es bei mir in der Wohnung für so einen Fratzen schon zu holen! Außerdem könnt ich selbst mit einer Münze und einem der Radeln den Kerl auf seinem Brettel nicht mehr einholen!“ Da hat er natürlich recht, der Willibald, auch ohne zu wissen, dass das kecke Bürscherl gleich noch gewaltig an Geschwindigkeit zulegen wird.

5

Mit seinen immerwährend etwas traurigen und müden Augen steht der Hausmeister Petar Wollnar, Besitzer einer der beiden Reserveschlüssel zu Willibalds Domizil, nun im Vorzimmer seines einzigen Freundes und lauscht aufmerksam den besorgten Worten: „Es ist schrecklich, Petar. Alles weg! Geldbörse samt Jahresnetzkarte, Haus- und Wohnungsschlüssel, es ist die blanke Katastrophe! Was um Himmels willen soll ich tun!“

„Durchatmen!“ Ein gutherziger Blick versucht jene beruhigende Wirkung zu erzielen, die der Hausmeister aufgrund seiner Wortkargheit verbal nie zu vermitteln imstande wäre. Dann erklärt er stichwortartig die weitere Vorgehensweise: „Schloss wechseln, dann Anzeige erstatten!“

Schlüsseldienst wird keiner benötigt, weil eines Abends einer der bis dahin üblichen Begegnungen im Stiegenhaus eine spontane Weinverkostung oben in der Restauratorenwohnung folgte, dann ein zwecks unfallfreier Bewältigung innig umschlungener Abstieg hinunter ins ebenerdige Hausmeisterdomizil und, dort angelangt, schließlich ein ausgiebiges Resteessen. Resteessen im wahrsten Sinn des Wortes, denn die beiden Herren waren dazumal genau das, was man als Übriggebliebene bezeichnet. Naheliegend, dass schon kurz nach dieser ersten gemeinsamen, vornübergebeugt am Küchentisch verschlafenen Nacht nicht nur Sorgen, sondern auch Wohnungsschlüssel ausgetauscht wurden.

Somit erspart sich der Metzger also den Aufsperrdienst, einen Schlosswechsel erspart er sich aber nicht. Und weil zugezogene Volksgruppen innerhalb ihres neuen Heimatlandes nicht nur besser vernetzt sind als dessen Ureinwohner, sondern sich in Notfällen auch tatsächlich aufeinander verlassen können, weiß Petar Wollnar, wer anzurufen ist: Pawel Zieliński. Das Telefonat ist sehr kurz, da Pawel Zieliński am Wochenende in seiner Heimat statt passiver Roaminggebühren doch lieber aktiv und gebührend seine eigenen vier Wände ausbaut.

„Schlosswechsel Montag früh“, schließt Petar Wollnar das Gespräch. Als würde ein Schlosswechsel jemanden, der uneingeladen in eine Wohnung will, tatsächlich von einer Visite abhalten können.

„Gut, dann kann auch die Anzeige warten!“, erwidert der Metzger in Vorfreude auf sein Schlafgemach.

Von Nachtruhe kann allerdings nicht die Rede sein. Unruhig wälzt er sich im Bett herum, schleicht aufgewühlt zur Toilette, sieht sie da bereits liegen, und am Retourweg greift er zu. Richtiggehend auffordernd, mit sorgfältig abgestreifter Hülle wartet sie auf seinem Chesterfieldsofa im Wohnzimmer, die aktuelle Lektüre seiner Herzdame. Er liest wirklich gern, der Willibald, bevorzugt Biografien und Fachliteratur, ein derartiger Schund käme ihm für gewöhnlich aber niemals in seine Mansardenwohnung, außer ein Kasten steht schief.

„Ist Ratgeber auch gute Unterlage für Leben! Dreht sich um Perspektive, wirst du noch machen Augen!“, hat ihm

seine Danjela allerdings erklärt. Seit sie dieses Werk studiert, macht er die Augen auch wirklich, denn wenn die Djurkovic neben ihm am Sofa sitzt, ist er seit Neuestem immer mit dabei: der Ratgeber mit dem Titel „Der Schlüssel zum Glück“. Und genau dieser Schlüssel liegt nun in seinen Händen.

So dick, wie der ist, muss das wohl ein ganzer Schlüsselbund sein, geht es ihm durch den Kopf. Wenn man dann allerdings die Flut derartiger Regelwerke der Anzahl grantig durch die Gegend marschierender Erdenbürger gegenüberstellt, fragt man sich schon: Wo sind sie alle, die glücklichen Menschen?

Müde hockt er sich im Pyjama in sein Chesterfieldsofa, öffnet einen Zweigelt Mitterjoch, schlägt den Ratgeber auf und liest. Und dann wird es spät.

„Guten Morgen, Metzger!“

„Pospischill?“

So aus dem Schlaf gerissen, hatte die hastige Überwindung der Distanz zwischen Chesterfieldsofa im Wohn- und Festnetzanschluss im Vorzimmer beinah ein ausgefülltes Aufnahmeformular in der Unfallambulanz zur Folge.

„Pospischill, ich fass es nicht! Es ist Sonntag, sechs Uhr! Hast du kein Privatleben?“

„Na wunderbar, das fragt mich die Trixi auch immer!“

„Es sind allein die Fragen, die uns die Antworten liefern.“

Es sind die gierig zum Rotwein konsumierten einhundertdreiundzwanzig Seiten, die ihm gestern Abend

oder eigentlich heute Nacht zum Verhängnis wurden.

„Sag, Metzger, schläfst du gerade wieder ein, kämpfst du mit Restalkohol, oder geht's dir nicht gut?“

„Stimmt alles, wobei Letzteres ausschließlich an dir liegt! Außerdem wundert es mich überhaupt nicht, wenn deine Ehefrau, was dein Privatleben angeht, mit mir einer Meinung ist! Du hast keines, oder?“

Trixi Matuschek-Pospischill wäre nach ihrer Eheschließung und der in späterer Folge damit verbundenen Arbeitsniederlegung als Kellnerin gewiss gern verliebt mit ihrem angetrauten Eduard in der eigenen Jacht um die Welt gesegelt oder Wochenende für Wochenende in ihr Landhaus an den See gefahren. In Ermangelung des Schiffeins und des Zweitwohnsitzes musste sie sich allerdings damit zufriedengeben, einmal die Woche gemeinsam mit ihrem Gatten die Tanzschule zu besuchen. Das mit der Tanzschule funktionierte recht gut, das mit dem Sichzufriedengeben weniger, was keineswegs nur am fehlenden Reichtum lag. Und weil sich dieser unerquickliche Zustand so hartnäckig hält wie ein sich selbst mehrfach zum italienischen Ministerpräsidenten ernennender Mafioso, legt der Kommissar in letzter Zeit einen ganz besonderen Diensteifer an den Tag – und der hat ja bekanntlich vierundzwanzig Stunden. Vierundzwanzig Stunden, von denen Willibald Adrian Metzger am Wochenende für gewöhnlich mehr als fünf im Bett verbringt.